

## Alte und neue Weihnachtsgeschichten

Peter Kunkel

Leseprobe

### Weiß und rot



Vier Nonnen kommen auch unter den Krippenfiguren in unserer Weihnachtskiste zum Vorschein. Sie stammen aus Mexiko und sind fein gearbeitet in ihren langen blauen Gewändern. Und natürlich alle vier ganz gleich. Freude drücken die bleichen Gesichter unter den weißen Flügelhauben nicht aus. Der Krippenmacher ist offenbar kein

besonderer Freund klösterlicher Lebensweise gewesen.

Wir stellen sie dicht zusammen auf den Markt, der sich zu Füßen des heiligen Paares und seines göttlichen Kindes entfaltet. Je zwei und zwei dicht hintereinander, denn es die Ordensregel gebietet, daß keine Nonne ihren Konvent allein verlassen darf. Kein Wunder, daß ihre Gesichter ernst und ablehnend sind. Laut und fremd bricht das Leben um sie herum auf sie ein, die Marktstände, schon ganz auf Weihnachten ausgerichtet mit ihrem Backwerk, den vielen glitzernden Draht und Blechsternen, Flitterschnüren, spanischem Moos, Feuerwerkskörpern und Krippenfiguren in allen Größen. Wer's nicht besser weiß, sieht nicht nur Freud-, sondern auch Trostlosigkeit in den kalkweißen Mienen. Aber das wäre ein Mißverständnis. Der mißmutige Ausdruck spiegelt nur die Angst vor dem bunten Treiben um sie herum wider, auch ein Befremden bis hin zu Kritik und Tadel an soviel Weltlichkeit. Die Nonnen sollen die fröhliche Botschaft in diese Weltlichkeit einbringen. Sie stellen jedes Jahr die Marktkrippe auf. Niemand, wohl auch sie selbst nicht, weiß, ob das eine Pflicht oder ein Privileg ihres Konvents ist.

Der erhöhte Verschlag, der den Stall von Bethlehem darstellen soll, ist am Vortag von der Schreinergerilde errichtet worden, auch das ein Privileg ferner Herkunft. Als die vier Frauen bei ihm angekommen sind, stellen sie ihre Körbe erleichtert hinter der Absperrung um ihn herum ab, nehmen die in weiße Tücher geschlagenen

Krippenfiguren heraus und beginnen sie langsam und vorsichtig auszuwickeln, denn die Figuren sind, wie fast alle, die man auf dem Markt kaufen kann, aus Ton und zerbrechlich. Jedes Jahr müssen einige von ihnen wieder in den Konvent zurückgebracht werden, wo Schwester Amanda schon mit Leimtopf, Pinsel und Farben bereit ist, abgebrochene Finger, Zehen oder sogar Köpfe zu leimen und frisch zu bemalen. Aber es sollten so wenige wie möglich sein, und auf die Ersatzfiguren daheim sollte man möglichst überhaupt nicht zurückgreifen müssen.

Zeremoniell geht es nicht zu. Was zufällig zu oberst in den Körben liegt, kommt auch als erstes auf seinen Platz, ohne auf die heilige Familie oder gar das Christkind warten zu müssen. So drängt sich bereits ein Dutzend Schafe ohne Hirten auf der linken Seite der Weihnachtsszene zusammen, ehe Joseph erscheint, und auch er muß lange auf Weib und Kind warten. Natürlich stellen sich Zuschauer ein. Ohne die drahtbespannten Rahmen wäre Schuppen, Nonnen und Krippe sofort von zweifelhafter Menschheit überflutet und alles zerstört. Besonders fest und zuverlässig ist die Absperrung allerdings nicht und vor allem nicht immer geschlossen. Es fehlt an vielem. So hat ein Marktstand das Privileg, das Stroh zu liefern, auf dem das Christkind zu liegen kommen soll, ein anderer eine Handvoll Heu für Ochs und Esel, ein dritter spanisches Moos für das Dach und die Zweige um die Hütte, die ein paar Bäume darstellen sollen. Ein anderer Händler kommt mit einer Handvoll goldener Sterne für die Decke des Stalls über dem Christkind. Kurz, das Gitter, das die Leute draußen halten soll, steht die Hälfte der Zeit über offen. Der jüngsten Nonne, Schwester Cecilia, fällt die undankbare Aufgabe zu, die ständigen Versuche der Kinder abzuwehren, doch näher an die Krippe heranzukommen. Es kostet sie ihre christliche Demut, diese Aufgabe nicht als das zu sehen, was es ist: eine Strafe dafür, daß sie so jung ist.

Die Kinder hinter dem Gitter gehören zu denen, die auf der Straße leben. Das sieht selbst die behütete Schwester Cecilia ihnen an. Fast alle sind Jungens, und mit ihnen fertig zu werden ist Schwester Cecilia nicht gegeben. Sie möchte ihnen etwas über die Geburt zu Bethlehem erzählen, ihnen erklären, wie es dazu kam, daß Joseph seine gebärende Frau in einem Stall unterbringen mußte und wie wichtig es war, daß der Erlöser aller Menschen in dieser schäbigsten aller Unterkünfte das Licht der Welt erblickt hat. Aber schon der Versuch, den Jungens hinter dem Gitter näher zu kommen, läßt wilde Flucht und Gelächter aus, und die ganze Bande sammelt sich an einer anderen Stelle der Absperrung, genau da, wo sie besonders einfach auseinanderzuschieben wäre. Schwester Cecilia eilt dorthin, und die Kinder sammeln sich wieder vor der Krippe.

Unterdessen haben die älteren Schwestern das Christkind aus seiner Hülle gewickelt und auf die neue Schütte von Strohhäcksel gebettet. Sie sind lange nicht zufrieden

mit seiner Lage, und auch das Häcksel wird immer wieder herausgenommen und neu aufgeschüttet.

Die Jungens haben das Christkind gesehen, und das scheint ihnen zu genügen. Jedenfalls ziehen sie auf einen Schlag alle ab, und jetzt erst bemerkt Schwester Cecilia die schwarzen Augen eines kleinen Mädchens, das unbeweglich durch den Draht auf das Christkind starrt. Sie ist eine *morena*, eine dunkelhäutige, wenn Schwester Cecilia auch nicht sicher zwischen dunkler Haut und einer dicken Dreckschicht unterscheiden kann. Den Dreck erkennt sie eindeutig nur an den Händen und Füßen. So dunkelhäutige Wesen sieht sie selten. Im Konvent gibt es keine. Der Orden legt Wert darauf, daß seine Frauen aus der Oberschicht stammen, aus Familien so gut wie rein spanischer Herkunft. Es ist auch nicht unwichtig, daß er nur von diesen eine ziemliche Mitgift erwarten kann. Die Ordensleitung steuert die Aufnahme von Novizen dezent und effektiv.

Das Christkind scheint noch reiner spanischen Blutes zu sein als die Familien der Nonnen. Rosig liegt es in seiner Krippe. Rosig ist sein Leib. Von der gleichen Farbe sind seine Glieder. Selbst die Haare - wo nimmt ein frisches Geborenes so viele Haare her? -, also auch diese Haare sind nicht schwarz wie bei den Landeskindern, sondern von hellem, ein wenig rötlichen Braun. Immerhin hat der Krippenmacher darauf verzichtet, ihm blaue Augen zu geben. Die Augen sind schwarz. Der Mund, ach, der Mund, er ist rosenrot...

Das Mädchen wendet die Augen nicht eine Sekunde von dem Kind in der Krippe ab. Es weiß genau, wie seine rosige Nacktheit zustandekommt. Es hat oft genug zugesehen, wie die Krippenhändler ihre Christkinder nachbemalen, wenn die Farbe auf dem Transport etwas abgerieben worden ist. Man braucht dazu Wasser, ein bißchen Deckweiß und Hellrot. Das alles mischt man, und schon hat man die rosige Farbe. Keine Zauberei, und doch wird es eine, wenn sie auf das Baby kommt. Kein Baby, das das Mädchen je gekannt hat, hatte diese wunderbare Haut. Jedes war braun wie das Mädchen selbst, oder doch fast so braun. Wenn man doch so rosig werden könnte. Oder wenigstens so ein rosiges Baby in den Armen hätte.

Schwester Cecilia spricht das Mädchen an.

"Wie heißt du?"

"María."

Natürlich. Welches weibliche Wesen in diesem Land heißt nicht nach der Himmelskönigin?

"Wo wohnst du?"

Das Mädchen gibt einen unverständlichen Laut von sich.

"Bei deinem Vater?"

"Hab' keinen Vater."

Schwester Cecilia zuckt zusammen. Sie ahnt die Profession der Mutter, so unklare Vorstellungen sie auch davon hat. Sie stammen noch aus dem Elternhaus, bevor sie in den Konvent eintrat.

"Bei deiner Mutter also?"

Das Kind schaut nur das Christkind an und gibt keine Antwort.

"Lebst du bei deiner Mutter?", fragt Schwester Cecilia lauter.

"Hab' keine Mutter mehr." Die Stimme des kleinen Mädchens klingt gleichgültig.

"Wie?" Schwester Cecilia ist entsetzt.

"Krank geworden und gestorben."

"Oh!"

"Wurde immer dünner und ist gestorben."

Schwester Cecilia hat immerhin etwas von AIDS gehört, auch das noch im Elternhaus. Hilflos schaut sie das Mädchen an.

"Die Frau neben uns, die Amalia, ist auch gestorben", sagt das Mädchen.

Schwester Cecilia will der kleinen Waise etwas Gutes tun, ihr Trost spenden, erreichen, daß sie sich auch einmal freut.

"Willst du reinkommen und den kleinen Jesus richtig anschauen? Von nahem?"

Das Mädchen schaut Schwester Cecilia unsicher an. Man sieht, sie denkt, das kann doch wohl nicht wahr sein? Wortlos zwingt sie sich durch die Gitterspalte, die Schwester Cecilia ihr geöffnet hat. Blitzschnell schnappt es sich das Christkind, kann

plötzlich in höchster Geschwindigkeit zwischen zwei Gitterrahmen durchschlüpfen und ist zwischen den Marktständen verschwunden. Die Nonnen schreien auf. Ein paar Männer jagen dem Mädchen nach. Es ist bereits unauffindbar. Schwester Eulalia, die älteste der vier Nonnen, schaut Schwester Cecilia mit schwer zu deutendem Blick an. Ein guter Blick ist es nicht. Sie schickt Schwester Cecilia zunächst einmal mit einer anderen Schwester in den Konvent, um ein Reservechristkind zu holen. Was ihr sonst noch für die Regung ihres Herzens blüht - war sie christlich oder einfach nur jung? - wollen wir uns besser nicht ausdenken.

Wir gehen lieber dem Christkind nach und mit ihm der kleinen María. Wir finden sie nicht weit von den Nonnen. Die brüllenden Männer sind an ihr vorbeigestürmt und in der Tiefe des Marktes verschwunden. María hat sich zwischen die Zeltwände der nächsten beiden Buden geklemmt, das Christkind fest an sich gepreßt. Freilich gibt sie acht, daß Arme, Beine und Kopf des Christkinds nicht in Gefahr kommen, abzubrechen. Sie weiß, wie empfindlich diese Tonfigürchen sind. Sehen kann sie das Kind nicht, denn die eine Zeltwand liegt ihr direkt auf dem Gesicht. Sie benimmt ihr fast den Atem. Aber María wagt sich nicht zu rühren. Die Budenbesitzer vor und hinter ihr würden sie sofort entdecken. Es ist schon ein Glück, daß sie über dem Geschrei der Nonnen und dem Gebrüll der Verfolger nicht gemerkt haben, wie sie zwischen die Zelttücher geschlüpft ist. María hört, wie sie sich aufgereggt unterhalten.

"Eine Schande ist es, wie es heute zugeht", sagt eine Männerstimme hinter ihr.

"Man ist seines Lebens nicht mehr sicher", ergänzt eine klagende Frauenstimme.

"Naja", meint die Männerstimme wegwerfend, "ein Dieb ist nicht gleich ein Mörder."

"Das sagst du", fällt die Frau über diesen Satz her. "Ich will schon lange nicht mehr hier verkaufen. Ist doch viel zu gefährlich. Und die paar Kröten, die es einbringt. Dafür bringst du mich jedes Jahr wieder in Gefahr. Die bringen mich noch um. Vor Weihnachten, ausgerechnet vor Weihnachten, bringen die mich noch um, und bloß, weil du so geldgierig bist. Fürs Geld tust du alles. Fürs Geld stellst du deine Frau hier auf den Markt. Hier bitte, eine Frau zum Totschlagen!"

Die Männerstimme bleibt aus. María hört aus der andern Bude, der vor ihr, leises Kichern, auch hier ein männliches und ein weibliches. Solche Querelen kennt sie, von Zuhause, von den Nachbarn, die sie aus dem Kanisterverschlag ihrer Mutter vertrieben haben, und aus Gesprächen, die sie seitdem in der Stadt belauscht hat, immer in der Hoffnung auf ein Geldstück oder etwas zum Essen. Sie schaltet ab. Sie

wird erst wieder aufmerksam, als die beiden Paare sich in Phantasien ergehen, was man mit dem Dieb des Christkinds alles machen sollte.

"Eine Schande ist es", leitet eine Frauenstimme diesen Abschnitt der Unterhaltung ein.

"Totschlagen müßte man diese Kerle", sagt einer.

"Aufhängen", empfiehlt ein anderer.

"Sich ausgerechnet an dem heiligen Kind vergreifen."

"Kommt in die Hölle dafür."

"Früher hätte man den Kerl verbrannt."

"Und ganz langsam."

"Ertränken wär' auch eine gute Methode."

"Wenn's ein bißchen dauert, meinetwegen."

"Immer wieder hochziehen und dann wieder runter."

"Warten, bis es genug Haie hat."

María hört die drei anderen lachen. Es klingt gutmütig, ein wenig träge, dieses Lachen. Es hat direkt etwas Gemütliches. Sie mögen am Anfang des Gesprächs empört und verunsichert gewesen sein, voller Haß auf die Straßenkinder, derentwegen sie ständig auf ihr Hab und Gut aufpassen müssen und nicht friedlich vor sich hindösen können, wenn keine Kunden kommen. Jetzt sind die sadistischen Einfälle nur noch dazu gut, sich mit den Nachbarn einig zu sein über die Verkommenheit dieser Welt.

"Ich bin für's Erschießen. Einfach erschießen," nimmt eine Männerstimme den Faden wieder auf. "Das ganze Kroppezeug erschießen, was da zwischen den Marktständen herumläuft."

"Vergasen müßte man sie. Vergasen."

"Oder 'ne Spritze."

"Für das ganze Kropfzeug. Sammelt die Pest ein, bringt sie ins Krankenhaus und jedem seine Spritze."

"Ach, das tut doch gar nicht weh genug."

"Da ist schon wieder so'n Kerl. Mistzweig, ich sage dir, verschwinde!"

"Der wird's gewesen sein."

"War's nicht ein Mädchen? Ich mein', es wär' ein Mädchen gewesen."

"Bist du verrückt geworden? Ein Mädchen tut sowas nicht. Keine Frau tut sowas. Kann ich Ihnen behilflich sein, gnädige Frau?"

"Nein, nein", sagt eine Stimme mit starkem US-Akzent. "Ich schaue nur."

"Heuer ist aber auch gar nichts los", sagt eine verdrossene Männerstimme nach einer Weile. "Nicht einmal die Touristen kaufen mehr was."

Dieb und Christkind scheinen vergessen.

María war oft Zeuge von dergleichen Gesprächen. Geduldig hat sie die Ausschüttung solch sadistischer Phantasien abgewartet, in der Hoffnung, danach ein Geldstück, ein paar *tortillas* und vielleicht sogar ein überbratenes, hart gewordenes Stück *churrasco* zu bekommen. Die halbgares Fleisch verzehrenden Kunden der *churrasco*-stände schienen einen besonderen Hang zu derartigen Gedankenspielen zu haben. Die verschiedenen Mord- und Todesarten glitten an María ab wie Wasser an einer Ölhaut.

Aber jetzt, wo sich das alles auf sie bezieht, wird ihr klar, was es bedeutet, und so wenig sie sich Genaueres zu den verschiedenen Hinrichtungsarten vorstellen kann, so heftig arbeitet ihre Phantasie und malt jeden Vorschlag in grausigen Einzelheiten aus. Der Druck der Zeltwand auf ihr Gesicht und ihren Unterleib wird zu unerträglichem Schmerz, der Fuß des Christkinds zu einem Messer, das in ihrem Leib hin- und hergedreht wird, der Schweiß, der ihr von der Stirn ins Auge läuft, wird ihr gleich den Atem abschneiden. Sie ist drauf und dran, aus der Spalte zwischen den beiden Buden herabzustürzen. Einen halben Augenblick, bevor sie sich rührt, wird ihr klar, daß dann genau das passiert, wovor sie bodenlose Angst hat. Das Wort 'Hai' löst eine solche Panik in ihr aus, daß sich ihr Denkvermögen verflüchtigt. Gestalt und Farbe ihrer Horrorphantasmen, die Worte der Budenbesitzer, alles löst sich auf in einen Nebel. Langsam und unaufhaltsam verliert sie das Bewußtsein. Immerhin

bleibt ihr soviel, daß sie sich aufrecht und still verhalten kann.

Sie kommt wieder zu sich, als es draußen still geworden ist. Unheimlich ist die Stille, wenn man in ihr nichts sieht. Langsam drückt sie sich durch die Zeltplanen ins Freie. Die Buden sind zu. Planen sind auch vor den Theken herabgelassen. Alles ist mit Schlössern gesichert. Die Leute sind fort. María hat Hunger. Reinigungswagen und Marktkehrer kommen erst früh am Morgen, das weiß sie. Sie kann beinahe ungestört gehen und sehen, ob sie nicht eine schlecht ausgelöffelte Papaya findet oder einen Hühnerknochen, den ein amerikanischer Tourist halb abgenagt weggeworfen hat.

Aber vorher will sie das Christkind wieder in seine Krippe zurückbringen. Sie glaubt, was sie gehört hat. Sie weiß, sie hat sich einen Fluch mit diesem Diebstahl zugezogen. und will ihn so schnell wie möglich wieder loswerden. Vorsichtig schleicht sie sich zur Marktkrippe hin.

Sie späht in den Stall von Bethlehem hinein. Ihr Herz setzt einen Augenblick aus vor Schreck. Ein anderes Christkind liegt in der Krippe. Sie braucht nicht mehr eine Stelle im Gitter zu suchen, durch die oder über die sie in die Absperrung hineinkommt, immer in der Angst, es kommt einer und bringt sie irgendwohin, wo man all das mit ihr macht, was die Budenbesitzer sich ausgedacht haben. Sie kann, nein, sie muß ihr Christkind behalten. Das macht ihr dunkle, kaum bezwingbare Angst - und zugleich wilde Freude.

Vor der Marktkrippe wagt sie 'ihr' Christkind nicht unter der verknauschten Bluse hervorzuziehen. Ihr Hunger wächst ins Ungemessene. Sie umklammert das Christkind unter dem dünnen Stoff fest mit der linken Hand und schleicht sich davon, zu den Ständen mit den Früchten. Und da liegen sie auch schon, von den Marktfrauen am Abend aus ihren Körben und Kisten ausgelesen und achtlos auf den Boden geworfen, wie es des Landes Brauch ist. Ganze Papayas mit einer Druckstelle, Tomaten, die eine dunkle Stelle haben, braune Bananen, die doch viel besser schmecken als die, die noch gelb sind. María sieht sich um, und als sie niemand kommen sieht, legt sie das Christkind sorgsam in den Schatten unter einen Holztisch. Die Dämmerung bricht rasch herein. Selbst das rosige Christkind ist kaum zu sehen. Sie kann sich in Ruhe satt essen. Die Markthüter, das weiß sie, kommen erst gegen Mitternacht, und weil sie trotz ihrer Pistolen Angst haben, machen sie auch immer einen Lärm, den man zehn Stände weit hört.

Auch María hat Angst, so allein in der Nacht zwischen den leeren Holztischen. Aber der Hunger ist größer. Als er endlich gestillt ist, möchte sie ihr Christkind hochnehmen. Aber ihre Finger sind klebrig, und sie weiß, das tut der Farbe des Christkinds nicht gut, und gerade sie ist es doch, die es ihr so lieb und kostbar macht.

Sie versucht die Hände an den steifen Zelttuchwänden abzuwischen, was aber nur den Erfolg hat, daß zum klebrigen Saft der Papaya und Bananen noch ein körniger Schmutz kommt, von dem María nicht weiß, wo er eigentlich herkommt (und wir auch nicht). Vielleicht ist es Sand. Aber das interessiert jetzt nicht weiter. Wenn man ihn und das klebrige Zeug nur von den Händen wegbekäme. Es bleibt schließlich nichts anderes übrig, als sie ganz unten am Saum des Rocks abzuwischen, der sowieso schon total verdreckt ist und von dem María ohnehin nicht weiß, wie, wann und wo sie ihn jemals waschen soll. Schon fast im Dunklen greift sie unter den Tisch - möge dort nicht inzwischen eine Spinne oder ein Skorpion wach geworden sein, die mit den Bananenständen auf den Markt gekommen sind. Nein. María ertastet ihr Christkind, legt es sich in den Arm wie ein Baby und eilt zu ihrer Schlafstätte unter dem vorspringenden Dach eines Supermarkts. Hoffentlich liegen die Zeitungen noch dort...

Und alles ist gut. Am nächsten Morgen in der Dämmerung erwacht sie und hat alle Zeit zu verschwinden, eh jemand kommt, dem es einfallen könnte, sie zu verjagen. Das Christkind liegt noch unversehrt an ihrer Seite. Es wird heller, und wie leuchtet die rosige Haut des Christkinds auf Marías braunem Arm. Es ist nicht lebendig. Es regt sich nicht. Aber wie rund und kindlich sind seine Arme und die Beinchen. Es lächelt, nicht hilflos oder etwa mit Augen, die ihre Umwelt noch nicht recht erfassen und ins Leere schauen. Dieses Kind ist eher zu bewußt mit seinem geraden Blick. María nimmt nicht weiter wahr, wie überreif dieses doch angeblich gerade auf dem Stroh geborene Baby ist. Sie dreht es solange hin und her, bis es ihr gerade in die Augen schaut, und läßt sich überfluten von seinen kindlichen Reizen. Überall tippen sie an, wo in ihr mütterliche Reflexe darauf warten, von ihnen angesprochen zu werden, frühe Stufen solcher Reflexe vielleicht, aber doch schon weit herangereifte...

María erlebt Augenblicke des Glücks. Sie steigen in ihr hoch. Sie lassen sie alles um sich her vergessen. Fast ohnmächtig werden.

Sie können nicht ewig dauern. María kommt wieder zu sich. Sie sieht die Straßenjungen vor sich, mit denen sie Markt und Schlafstelle unter dem Kaufhausvordach teilt. Sie weiß, daß sie ihr Christkind riskiert, wenn sie es nicht schleunigst wieder in ihrer Bluse versteckt, und besser wird auch sein, damit so schnell wie möglich aus der Menge zu verschwinden. Erst als sie einen etwas abgelegenen, wenn auch nicht gerade einsamen Winkel erreicht, wagt sie das Christkind wieder hervorzuziehen. Der Rausch mütterlicher Gefühle hat nachgelassen, und sie bemerkt, daß die rosige Haut des Christkinds Fingerabdrücke trägt. Papayafarbene und bananenfarbene. Einen häßlichen Daumenabdruck auf dem Bauch, und die vier anderen Finger sind deutlich auf dem Rücken und den beiden

runden Bäckchen darunter zu sehen. María versucht sie mit einem Blusenzipfel abzuwischen. Ihre Konturen verschwinden. Aber statt ihrer breiten sich große graue Flecken aus. María hat es offensichtlich geschafft, mit den Abdrücken die rosige Farbe abzureiben. Das Grau freilich, das Grau kommt wohl daher, daß sie die Bluse so lange nicht gewaschen hat.

María eilt zum Brunnen in der Mitte des Marktplatzes. Sie taucht einen Finger ins Wasser und versucht mit ihm den Dreck wegzutupfen. Auf dem Babypo zunächst. Aber o weh, das Wasser läuft am Körper des Christkinds entlang, vorn und hinten. Es zieht überall lange Strähnen in die Wasserfarbe. Ehe María es verhindern kann, hat ein Tropfen das Gesicht erreicht. Auge, Braue, Mund, alles löst sich auf in ein paar Schlieren.

Weit fort sind die Momente des Glücks.

Durch ihren Tränenschleier bemerkt María eine Frau, die nicht weit vom Brunnen mit einer Heerschaar von Krippenfiguren am Boden sitzt. Streng militärisch stehen die Figuren da, auf Vordermann gebracht gewissermaßen. Mehrere Dutzend Josephs, daneben mehrere Dutzend Marias, eine Reihe Ochsen, eine Reihe Esel, Reihen von Schafen, Hirten, Heiligen Königen und manches andere, immer eine Reihe schön neben der andern. Die Frau schaut María zu, wie sie ihr Christkind zu waschen versucht. Sie ist dunkelhäutig wie María. Schräge Augen hat sie, hohe, knochige Wangen und breite Lippen mit scharf abgesetztem Rand. Sie könnte eine reine Indianerin sein.

Sie amüsiert sich über María. María ist verzweifelt. Immer mehr Farbe geht ab von ihrem Christkind oder verwandelt sich in eine häßliche Tunke. Die Frau lacht.

"Komm her! Ich male deinem Christkind ein neues Gesicht", sagt sie.

María schaut die Frau voller Panik an. Sie ist drauf und dran, davonzulaufen.

Fortsetzung dieser Weihnachtsgeschichte im Buch:

**Alte und neue Weihnachtsgeschichten**

von Peter Kunkel

Verlag epubli, Berlin

2017

100 Seiten

ISBN 9783745046120

Erhältlich im Buchhandel als gedruckte Ausgabe.

[www.epubli.de/shop](http://www.epubli.de/shop)